

Neue Notizen

aus dem

Gebiete der Natur- und Heilkunde,

genommen und mitgetheilt

von dem Oberg-Medicalrath Dr. Carl F. v. Reimar, und dem Medicinalrath und Professor Dr. Carl F. v. Reimar.

No. 535.

(Nr. 7. des XXV. Bandes.)

Januar 1843.

Gebruckt im Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar. Preis eines ganzen Bandes, von 24 Fogen, 2 Trth. oder 3 Fl. 40 Kr., des einzelnen Stückes 3 gGr. Die Tafel schwarze Abbildungen 3 gGr. Die Tafel colorirte Abbildungen 6 gGr.

Naturkunde.

Ueber das Trocknen der Pflanzen mittelst eines zerfließenden Salzes.

Von J. J. Murrctt, Esq. *)

Die zu trocknenden Pflanzen werden zwischen Papierbogen gelegt, welche salzsauren Kalk enthalten, der durch ein Rissen auf der einen und eine Lage feinen Kattuns auf der andern Seite an der Berührung mit den Pflanzen verhindert wird. Zwei dünne Bretter stützen den Apparat und werden durch einige, mit Schnallen versehene, Bänder zusammengehalten. Das Ganze ist in Wachs Tuch gewickelt, damit die Feuchtigkeit der Atmosphäre ausgeschlossen werde. Das Packet braucht nicht eher geöffnet zu werden, als bis die Pflanzen trocken genug sind, oder nur hineingelegt werden sollen. Die bei'm gewöhnlichen Trocknen der Pflanzen durch das häufige Umlegen verursachte Wärme und Zeitverlust werden beide erspart; denn wenn das Packet auch bedeutend viele Pflanzen enthält, so kann man es doch mehrere Monate hintereinander ungeöffnet lassen. Die Pflanzen trocknen, in der Regel, viel schneller, als in Lösspapier, und deren Farben halten sich viel besser. Das Rissen verhindert die Berührung der zarteren Pflanzentheile und die Verunstaltung der Nymphenkronen bei'm Austrocknen, da der angewandte Druck sehr unbedeutend ist.

Braunes, glattes, schwachgeleimtes Papier (Zuckerpapier, Packpapier), welches so stark ist, daß es das Licht nicht durchläßt, eignet sich zur Aufnahme des Salzes besser, als Lösspapier, welches es an Dauerhaftigkeit und Fähigkeit im feuchten Zustande bei Weitem übertrifft. Man präparirt das Papier, indem man jeden Bogen einzeln in eine Auflösung taucht, welche 1½ Unzen trocknendsten salzsauren Kalks in einer Pinte (1 Pfund 4 Unzen) Wasser enthält. Wenn der salzsaure Kalk theuer oder schwer zu haben ist, kann man ihn selbst bereiten, indem man

Salzsäure mit Marmor in kleinen Stücken oder auch gewöhnlicher Kreide sättigt. Die Säure kann die Stücke haben, die sie im Handel gewöhnlich besitzt, oder auch ein Wenig mit Wasser verdünnt sein; aber das Gefäß, in welchem man den Proceß bewirkt, muß wenigstens den doppelten räumlichen Inhalt haben, wie das Volumen der Säure, wegen des Aufbrausens. Nachdem die Auflösung gesättigt ist, hat man sie zu filtriren, und so weit mit Wasser zu verdünnen, bis ihre specifische Schwere 1,188 beträgt, was sich am leichtesten mittelst einer Glassperle von dieser Nummer in Erfahrung bringen läßt. Zum Nezen der Bogen thut man die Auflösung am Besten in einen großen Präsentirteller, legt jene, nach dem Bescheiden, sorgfältig aufeinander und preßt zuletzt soviel Feuchtigkeit aus, daß sie nicht tropfen, wenn sie, des Trocknens wegen, an's Kaminfeuer gehängt werden. Ich trockne sie am Feuer; doch machte mich ein Freund darauf aufmerksam, daß dies weit bequemer in einem Badofen geschehen könne. Hat die Auflösung die angegebene Stärke, so theilt sie dem Papiere so viel Salz mit, als dasselbe fassen kann, ohne bei'm Gebrauche, wo es eine gewisse Menge Feuchtigkeit aufsaugt, an der Oberflache zu schmelzen. Ist jene zu concentrirt, so wird das Papier sehr spröde, so daß es auf dem Bruche platzt, und es bilden sich, wenn es sein volles Maß an Feuchtigkeit absorbt hat, Tropfen auf derselben, was natürlich unangenehm ist.

Bei'm Gebrauche lege ich zwischen jede Parthie Pflanzen etwa drei Bogen. Die Pflanzen befinden sich, wie gesagt, mit dem Papiere nicht in Berührung, sondern werden auf ein Rissen von Baumwollenswatte gelegt und mit einem Stücke Glaslatten (Futterlatten) oder einem ähnlichen Zuche bedekt. Man kann sie auch zwischen zwei Stücke Glaslatten legen. Natürlich muß immer dieselbe Seite des Kattuns etc. mit dem Papiere in Berührung gebracht werden, damit kein salzsaurer Kalk an die Pflanzen kommen könne. Auch habe ich einige Bogen Papier nur auf der einen Seite präparirt aber noch keinen Versuch mit denselben

*) Der botanischen Gesellschaft zu Glasgow vorgelassen im November 1842.

ben angefüllt. Die Rissen wirken nicht besonders günstig auf das schnellste Trocknen, bewahren aber die weichen Theile vor Verlesung und machen, daß man mit einem sehr geringen Drucke ausreicht. Wenn ich die Blumenkrone einer Pflanze im bestmöglichen Zustande zu erhalten wünsche, so lege ich unter und über dieselbe feingestricelte Baumwolle. Bei sehr wässerigen Pflanzen, z. B. *Hottonia palustris*, würde ich auch über dieselben ein Wattenpolster legen. Am Besten scheinen die Pflanzen in einer Temperatur von etwa 100° Fahrheit, zu trocknen. Wenn das Papier so viel Feuchtigkeit aufgenommen hat, als es absorbiren kann, läßt es sich wieder am Feuer trocknen. Die Orchideen und Scrophularien trocknen selbst mit Hülfe des salzsauren Kaltes (s. vorher *); allein, meinen Erfahrungen zufolge, läßt sich die Farbe von *Listera ovata* und wahrscheinlich auch mancher andern Pflanzen vollkommen erhalten, wenn man sie einige Secunden lang in eine, beinahe siedende, aber sehr schwache Auflösung von kohlensaurem Natron taucht, dann abmischt und zwischen das präparirte Papier legt. Auf diesem, oder einem ähnlichen Wege dürfen manche Pflanzen trockner noch manche wertvolle Erfahrung sammeln.

Die Nachteile dieses Verfahrens kommen, meines Erachtens, gegen die Ersparniß an Zeit und Mühe, sowie die weit bessere Erhaltung der Exemplare, nicht in Betracht. Braunes Papier (Packpapier) ist nicht theuer. Der kräftigste salzsaure Kalk kostet in Liverpool nur 5 Pence (etwa 4 Sg.) pro Pfund, und bereitet man ihn selbst, so kommt er etwa eben so hoch zu stehen. Die Wattenlinsen kosten 1 bis 1½ Pence (10 bis 17 Süderpfennig) das Stück. Glasöl ist durchsichtiger, aber theurer. Die Rissen machen den Apparat voluminös; allein diese Unbequemlichkeit kann nur auf Reisen von Belang seyn; aber auf der andern Seite braucht man nur alle drei Wochen trocknes Papier, während man sonst jeden Tag, oder einen Tag um den andern, solches anwenden muß. Ich habe diese Methode nun bereits zwei Jahre lang befolgt und mich gut dabei befunden. Der großen Trockenheit und Spribigkeit der Pflanzen wegen, eignen sich diese nicht alsbald zur Unterdüngung der verborgeneren Theile; allein wenn man sie eine Zeitlang feuchter Luft aussetzt, so werden sie weit geschmeidiger.

Ob die Pflanzen, welche bei dem gewöhnlichen Trocknenverfahren ihre Farbe einbüßen, z. B., die Campanulen, ihre bei dieser Methode erhaltene Farbe auf die Länge der

Zeit in feuchterer Luft behaupten würden, kann ich nicht sagen; denn mein Herbarium wird, mittelst desselben Salzes, welches beim Trocknen angewandt worden, auf künstliche Weise trocken gehalten. Allerdings verloren einige Exemplare, die ich einem Freunde, vier Wochen nach dem Trocknen, mittheilte, ihre Farbe bei ihm, während dem Exemplare von demselben Fundorte in meinem Herbarium sie beibehielten. Ich habe meine Pflanzen in verschlossenen Schränken, in denen sich, in kleinen Schußlöchern, mit salzsaurem Kalke präparirte Watten oder dergleichen befindet, welche die Luft in den Schränken trocken hält und von Zeit zu Zeit getrocknet wird, so daß sie immer wieder zu demselben Zwecke dienen kann.

Noch will ich bemerken, daß meine Pflanzenbüchse mit Sacktuch gefüttert ist, welches ich bei warmem Wetter befeuchte, daher die Pflanzen nicht so leicht abwelken können. Sie hat ebenfalls einen Ueberzug von Sacktuch, den ich jedoch nur anwende, wenn die Sonne sehr heiß scheint, da er dann ebenfalls befeuchtet wird und durch die von ihm ausgehende Verdunstung sehr auf Abkühlung der Büchse einwirkt. (Annals and Magazine of Nat. History, No. LXVII, Jan. 1843.)

Ueber die Vegetation in der Gegend von Georgetown in Demarara.

Aus einem Briefe des Dr. W. J. Campbell an Professor Balfour vom 16. August 1842.

Dr. Campbell schreibt: Ich habe mich seit meiner Ankunft in diesem Lande erst zwei Tage erholen können, und einen derselben verwannte ich zu einer botanischen Wanderung, etwa 9 englische Meilen am Fluß Demarara hinauf. Die Vegetation ist daselbst über alle Vorstellung üppig und grandios. Kein Zollbreit des Bodens ist kahl, und vergebens sucht das Auge nach einer karg bedachten Stelle. Die Pflanzen scheinen hier gleichsam in einem Wettkampfe begriffen, in welchem jede nach allen Richtungen sich am meisten auszudehnen und vorzüglich nach Oben an Licht und Luft zu gelangen strebt, um nicht von den übrigen erstickt zu werden. Aber eben so schnell, wie diese Naturkinder wachsen, vergehen sie auch wieder und werden von andern Generationen verdrängt. Selbst die gewaltigsten, Büäume können ihrem Verderben nicht lange entgehen. Schlingpalmen winden sich an denselben in die Höhe und belassen sie mit einer gemaltigen vegetabilischen Masse, bis ein Hauptast oder der Stamm zusammenbricht und verfault, wogegen das Schlingengewächs wieder emporragt und sich ein anderes Opfer sucht. Auch andere Klettergewächse und Schmarotzpflanzen tragen zur schnellen Zerkleinerung der Riesen des Forstes das Ihrige bei, und die Vögel säen täglich dergleichen Gewächse in deren Rifen. So werden die großen Forstbäume zwar scheinbar verjüngt, indem sie sich mit einer üppigen Vegetation bedecken; allein diese leidet an ihrem Marke und verwandelt sie bald in morsche Gerüste, welche dann zusammenbrechen und mit ihren Materialien den Boden

*) Dies rührt wahrscheinlich daher, daß die Pflanzen in ihren Ästen selbst geröstete Salze enthalten. Ueberhaupt muß bemerkt werden, daß diese Trocknemetode für viele Gewächse durchaus nicht paßt, es sey denn, daß man die Pflanzen fortwährend in einer künstlich ausgetrockneten Atmosphäre erhalte, wie es der Verfasser in der weiser unten angezeigten, etwas umständlichen Weise that. Der Uebersetzer trocknete vor mehreren Jahren eine Auswahl schöner Blumen in Oxenmehl mit Hülfe des salzsauren Kaltes. Bei'm Herausnehmen waren die Gerölle vollkommen keif und trocken; allein viele, z. B., *Heliosorus niger*, wurden an der Luft wieder feucht und schmolz. Dergleichen Pflanzen müssen durch hartes Pressen zwischen Löschpapier ihres eigenthümlichen Saftes beraubt werden, wenn sie nachhälligt trocken bleiben sollen.

bängen, nachdem sie noch einer üppigen Brut von Pflzen das Dazwischen gegeben haben.

Eine Art von Schlinggewächs, die ich hier traf, ist ganz vorzüglich merkwürdig. Man denke sich einen Baum, dessen Krone sich ziemlich weit ausbreitet und von Natur ziemlich zackige und malerische Aeste besitzt, und unter dem sich ziemlich freier Raum befindet. Von diesem Baume hängen eine Menge große Trauben schmetterlingsförmiger Blumen herab, die von einem Schlinggewächse herabfalten, das den Baum umspinnen hatte. Anfangs konnte ich die Art und Weise, wie die Blüten aufgehängt waren, nicht ermitteln, und ich betrachtete den Gegenstand lange mit Staunen. Die Blüthentrauben waren dunkelroth gefärbt und hingen an 5 — 10 Fuß langen Stielen, an denen keine Spur von einem Blatte zu bemerken war, so daß man auf den Gedanken kommen konnte, die Ästen hätten sich einen Spieß gemacht und Blumen an langen Schnüren an die Aeste des Baumes befestigt.

Ferner fiel mir auf meiner Wanderung besonders ein schönes Farnekraut auf, das 7 bis 8 Fuß hoch und mit ungleichem gleichem Laube versehen war, das dem von *Athyrium Filix foemina* einigermaßen gleich, sich aber besonders dadurch auszeichnete, daß es auf der Mittelrippe mit starken scharfen Stacheln besetzt war*).

Ich glaube bereits gegen Sie des Acropotenbaums es (*Cecropia*) erwähnt zu haben, der hier in den Wäldern sehr häufig ist und sehr schnell in aufgegebenen Zuckerplantagen emporwächst. Unlängst hatte ich, als einige dieser Bäume gefällt wurden, Gelegenheit, dieselben genauer zu untersuchen, und mit Verwunderung bemerkte ich, daß die Gipfelblätter mit den Blättern eines Weidenwäldchens, *Heraclium flavescens* (*Sibericum*), große Ähnlichkeit haben. Der Baum selbst hat an den jungen Trieben eine so schwammige Textur, daß, wenn diese abgeißelt wären, sich schwer bestimmen ließe, ob dieselben einer Holzigen oder krautartigen Pflanze angehören. Der Baum wird 30 bis 40 Fuß hoch, hat einen geraden Stamm, aber keine Aeste und endet in eine Krone von großen Blättern.

Vorzüglich schnell wächst auch der Seidenbaumwellenbaum (*Bombax Ceiba*). In dem Garten meiner Wohnung befindet sich ein Baum, welcher vor 14 Jahren gepflanzt ward und jetzt an Stärke und Höhe einer hundertjährigen Eiche gleicht. Er ist einer der schönsten Bäume in der ganzen Gegend, und doch steht er nur so kurze Zeit. Da die ungewöhnlich dicken Wurzeln sich theilweise über der Erde befinden, so hat der Stamm unten einen sehr bedeutenden Umfang. Die Wurzeln sind wie plattebrüdt, deren scharfe Ränder stehen etwa $\frac{1}{2}$ Fuß über den Boden hervor, und sie laufen ungemein weit aus, so daß sie das Haus zu unterwühlen drohten, was nur dadurch verhindert worden ist, daß man in jener Richtung einen Graben gezogen und sie durchhauen hat. Der Stamm ist an einigen Stellen dicht, an anderen dünn mit sehr großen, 1 — 2

Zoll langen und ungemein harten Dornen bedeckt. Der Baum wirft gegenwärtig das Laub ab, und zwar geschieht dies binnen wenigen Tagen; allein gleich darauf schlägt auch, wie durch Zaubereri, das junge Laub wieder aus. Dief geschieht jährlich zweimal, und dadurch wird die Ansicht, als ob den Bäumen eine Ruheperiode im Winter nöthig sei, hinlänglich widerlegt. Diese Erscheinung steht übrigens nicht vereinigt da, sondern fast alle Bäume und Sträucher scheinen hier zu Lande jährlich zweimal das Laub abzuwerfen, zu blühen und Früchte zu tragen. Dieser Baum trägt übrigens selten öfter, als alle 5 Jahre, reife Früchte; allein dann wird die viele in der Luft herumfliegende Baumwolle den Einwohnern sehr lästig, indem sie überall, auch in Mund und Nase, eindringt.

In der Nähe des Seidenbaumwellenbaumes steht ein Sandbäuchbaum (*Hura crepitans*), welcher ungefähr um dieselbe Zeit gepflanzt und eben so groß ist. Seine Blätter halten in der Form die Mitte zwischen denen der Linde und Ulme, während die Zweige so regelmäßig und ziemlich geordnet sind, wie bei der Buche.

In unserm Garten findet sich auch eine hier sehr seltene Pflanze, nämlich *Garcinia Mangostana*, welche in dieser Colonie nicht wild vorkommt. Der köstlichen Frucht wegen, sollte man aber auf die allgemeine Einführung dieses Baumes bedacht seyn.

Ich sah gestern eine prächtige Pfirsichtraube, die nicht völlig reif, sondern durch ihre eigene Last vor der Zeit abgefallen war. Obgleich sie durch den Fall verstimmt worden, was sie doch noch 112 Pfund. Es saßen daran etwa 200 Früchte von 8 bis 10 Zoll Länge, und im Zustande der Reife würde sie 150 bis 160 Pfund gewogen haben. Die Fruchtbarkeit der Pfirsichs hier zu Lande übersteigt allen Glauben, und die Pflanze gedeiht fast ohne alle Pflege. Ein dieserer Einwohner hat 50 Morgen damit bepflanzt, die jährlich 10 bis 12 Tausend Trauben liefern werden, von denen jede mindestens 1 fl. oder $\frac{1}{2}$ Thaler werth ist.

Von den in Ihrer Liste genannten Pflanzen sehe ich in den Gärten eine große Anzahl, z. B., die Erbe mit schwarzem Punkte, die Laubnerbe, die *Buona-vista*-Erbe, die Citrone, Orange, Apfelsine, Cassava, Guava, Zammarinde, den Granatapfel, Caspium, Mango, Capobilla, Quassia &c. Die *Ochra* (*Hibiscus esculentus*) ist sehr gemein, man kocht die unreifen Caspin zu Suppen, welche schmeimig sind und den Studibus genüßlich sind. Die Kisten- traube (*Coccoloba uvifera*) ist ebenfalls häufig und trägt eine Frucht, die wie eine völlig reife Stachelbeere schmeckt und einen verhältnißmäßig sehr großen Stein hat.

Es kam mir hier zum ersten Male ein Baum vor, welcher einen gummigartigen Farbstoff liefert*). Ein anderer Baum führt den Namen *Orinogue* oder *Bois immortel*, welche Namen ich aber in keiner Synonymik finden kann. Er wächst unbegreiflich schnell und trägt schmetterlingsförmige Blüten von hellkartadrotter Farbe in

*) Es ist wahrscheinlich eine Spur von *Hemitelia*.

*) Wahrscheinlich eine *Vismia* aus der Familie der *Hypericaceae*. J. H. B.

Menge. Sie sind groß, mit sehr feiſigen Blumenblättern und fallen meist ab, ohne Früchte zu geben *).

Die hier wachsende Kohlpalme scheint mir eine andere, als die, welche im botanischen Garten von Edinburgh diesen Namen führt. (The Annal. and s. Magazine of Nat. Hist. and Dec. 1842.)

*) Wahrscheinlich *Caesalpinia pulcherrima* (Steitz von Barbados) J. H. B.

Eintritt der Pubertät bei den Negerinnen.

Von Th. Reichson.

In einem längeren Aufsatze von Herrn Robertson befindet sich folgende briefliche Mittheilung aus St. John:

1) Nie habe ich einen Fall von Menstruation vor dem zwölften Jahre, sey es bei Weißen, oder bei Schwarzen, beobachtet; aber mir sind einige wenige Fälle in diesem Alter bei Weißen, Schwarzen und der gemischten Race vorgekommen.

2) Die Menstruation tritt am Häufigsten im vierzehnten oder fünfzehnten Jahre ein, und ich kenne keinen Unterschied in dieser Beziehung zwischen Weißen und Schwarzen; aber bei den letzteren kommen häufiger Fälle von menstruation tarda ex chlorosis vor, was ich nicht constitutionellen Verschiedenheiten zwischen beiden Racen, sondern örtlichen, das Individuum afficirenden, Ursachen zuschreibe, wie miasmatischen Effluvia, welche die Schwarzen mehr aus-

gesetzt sind. Unter solchen Umständen sind die Männer einer, der Chlorosis ähnlichen, und Bauchweh (mal d'estomac) genannten Krankheit unterworfen.

3) Nie kam mir ein Fall von Schwangerschaft vor dem Eintritte der Menstruation vor, wiewohl man mir erzählt hat, daß dieses auf der St. John's. Insel wohl einmal der Fall gewesen ist; und ich hatte neulich zwei Fälle, wo die erste Empfängnis eintrat, während die Patienten am suppressio mensium litten.

4) Ein regelmäßiger, monatlicher Ausfluß während der Schwangerschaft, in jeder Beziehung der monatlichen Reinigung analog, kommt nicht selten auf der Insel vor, besonders bei Weißen von sanguinischem Temperamente. (London Medical Gazette, July 1842)

Miscellen.

Ueber die Drnithothalmiten oder Fußtrittspuren von Vögeln im neuen rothen Landsteine in Connecticut, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, hat Dr. M. Wallcut der Geologischen Gesellschaft zu London, eine Abhandlung am 4. Januar 1843 vorgelesen und ein Schreiben von Dr. Greenfield, in Massachusetts, mitgetheilt, nach welchem derselbe jetzt über dreißig Varietäten solcher Fußtrittspuren aufgefunden hat, welche meist eine auffallende Ähnlichkeit mit den Fußtrittspuren der Hühner zeigen. Es sind diese Fußtrittspuren eines zweifelhafte, und in einigen Fällen können sich aufeinanderfolgende Schritte verfolgt werden.

Ein fliegendes Eichhorn, welches bisher nur in Canada gefunden war, soll bei Digne in den Niederlanden geschossen und in das Museum zu Marseille abgeliefert worden seyn.

Heilkunde.

Ueber diätetische Organoplastik zur künstlichen Umänderung der Formen des lebenden Körpers.

Von Roger Collard.

(Schluß.)

Es scheint fast gewiß, daß diese athetische Gymnastik die Gesundheit beträchtlich vermindert; es ist dies begründet, da jene gewöhnlich zur Verstärkung des Bewegungsapparates in ungewöhnlicher Weise führt; wenn jedoch der Körper auf diese Weise gegen den Schmerz geschützt wird, so darf man darum nicht glauben, daß die Sinne auch nur im geringsten von ihrer Thätigkeit verlieren; die Menschen, welche diese Reizungen durchgemacht haben, behaupten alle, daß ihr Gedächtniß, ihr Gehör, ihr Gesicht, ihr Gefühl vollkommen sey; ein allgemeines Gefühl des Wohlbehagens und des Selbstvertrauens ist das Resultat dieser Verwandlungen, daher auch die Engländer zu Tagen pflegen, das Trainiren würde eben so sehr auf das moralische, als auf das körperliche Gelingen des Menschen. Bekanntlich sind Fäbentkämpfe in England sehr gebräuchlich; die dazu bestimmten Fäbne werden auf dieselbe Weise und nach denselben Grundregeln trainirt, wie die Menschen. Nach einer Vorbereitung von zehn Tagen werden sie, wie man sagt, zum Kampf gebracht. Jetzt erglänzt ihr Stamm von schöner rother Farbe, ihr Poß wird dick, ihre Augen sind voll Feuer, die Haut ist vollkommen rein, die Fäbner glänzend, die Muskeln hart und dicht. Hier auf diese Art vorbereitete Fäbne wurden getödtet und geöffnet.

Man fand alle Organe mit dickem Blut angefüllt, das Herz ungewöhnlich dick und muskulös, und obwohl der Körper in Folge des Trainirens an Gewicht zugenommen hatte, so war doch das Fett in den Eingeweiden und allen inneren Theilen verschwunden. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß bei'm Menschen, wie bei den Thieren, die Fleischfasern des Organes an Umfang und Kraft zunehmen, die Fleischmuskeln resistenter werden und die Resorption des Fettes den Circulation, und Respirationorganen eine größere Freiheit und Leichtigkeit verschafft; ein Umstand, der zum Tadel die Verdächtigungen erklart, die man in der Art der Ausbildung ihrer Functionen wahrnimmt. Ich bemerke noch, daß die Arbeiter, die ein mäßiges und regelmäßiges Leben führen, oft wegen ihrer Lebensdauer merkwürdig sind; man könnte davon eine große Zahl von Beispielen anführen, wie Atlas, de, Thomas de Water, &c. &c. von u. K. In England nimmt man allgemein an, daß diese Menschen länger, als andere, leben.

Die Lebensweise der Fäbner während ihrer „condition“ ist in mancher Beziehung der der Boxer analog, in mancher Beziehung aber verschieden; der Zweck ist nicht derselbe. Bei letzteren wolle man vorzüglich die Kräfte bemerken, bei jenen wolle man zu gleicher Zeit die Körperkraft bemerken und die Kraft der Respiration steigern. Bei den Fäbner kennt man bestimmte Bedingungen des Trainirens. Nach zehn Tagen nimmt er um 15 Pfund und nach fünf Tagen um 25 Pfund an Gewicht ab. Ein Mann, der 120 Pfund wie, wird gewöhnlich in vierzehn Tagen und manchmal in noch kürzerer Zeit auf 80 herunter gebracht. Man weiß, wieviel sie von einem Tage zum andern an Gewicht verlieren müssen. „Bei

der ersten Medicin, sagen sie, werde ich mich um 7 Pfund erleichtern (je me videra à sept livres); bei dem ersten Laufe werde ich 8 Pfund weniger wiegen.“ Am ersten Tage verlieren sie mehr, und jeden folgenden Tag immer weniger. In Folge einer solchen Behandlung wird der Lauffer nicht bloß leichter, sondern weicher und stärker. Er konnte keine Meile laufen, ohne außer Athem zu kommen, nach dem Trainieren läuft er mit Leichtigkeit 25 englische Meilen. Es giebt in England Lauffer, die sich höchst Wohlthun täglich 25 englische Meilen gemacht haben. Der Lauffer L o r e n z e d ist auf diese Weise von Sixtus 62 englische Meilen in acht Stunden gegangen. Ein anderes Mal machte er, halb laufend, halb gehend, 120 englische Meilen in zwölf Stunden.

Was die Jotep's betrifft, so ist ihre Lebensart für ihre Gesundheit weniger günstig; man hat hier allein zum Zweck, ihr Gewicht zu vermindern, und man erreicht das nur auf Kosten ihrer Kraft; mehrere unter ihnen unterliegen daher auch früher oder später dieser Behandlung.

Ein eigenes Trainingsystem wird noch bei einer andern Krankheit, bei den Tauchern, angewandt. Spalding, ein englischer Professor der Medicin, hat wichtige Beobachtungen über das Verhältnis der Activität der Respiration und der Verbrennung gemacht. Er hat nachgewiesen, daß man in der Taucherglocke um so mehr Luft verbrauchte, als man mehr thierische Nahrung zu sich genommen, oder hinwiederum Getränke genossen hat. Wollte er auf dem Meeressgrunde lange dauernde Arbeiten sich unterziehen, so bedient er sich mit vegetabilischer Kost und mit diesem Wasser als Getränk. Die Taucher gewöhnen sich eben, wie die Lauffer, durch eine vorhergehende Uebung ihrer respiratorische Kraft zu entwickeln, und sie erlangen, gleich diesen, das außerordentlichste Fertigkeit.

Ohne uns hier auf das practische Verfahren des Trainierens einzulassen, müssen wir doch die Principien davon kennen lernen. Dieses Regimen, das mehr oder minder lange dauert, je nach dem vorliegenden Ziele und dem Stande dessen, der sich ihm unterwirft, besteht bei den Weibern und Säuglingen aus der Verhinderung und hinteranzuförderung Operationen. Man beginnt, den Körper vom Fett und von der überflüssigen, das Fellgebilde trennenden Haut zu befreien: durch Purgangen, Schweiß und Diät in Anwendung gebracht, als beim Weibe. Wände man sich, wie ich, so ist es klar, daß diese Ausrichtungen selbst den kräftigsten Menschen schmerzhaft wären; aber man schreitet bald zur zweiten, die Anreizung der Muskeln und die größere Energie der sensiblen Functionen zum Zweck hat; dies wird durch eine ruhige und regelmäßige Uebung, im Vereine mit einem passenden der Ernährungs, bewirkt. Der Lauffer wird nicht auf gleiche man nur kleine Mengen mehr ertragen, sondern, durch die geringe Menge den Organen einen wesentlichen Ersatz darbieten, d. h., nachdem man die unruhige Thelle aus dem Körper fortgeschafft hat, lenkt man einige Zeit die Ernährungstätigkeit auf die Muskeln, und nicht auf diese sein ganzes Augenmerk und sucht sie fast allein zu entwickeln. Endlich hat auch die moralischen Dispositionen der Weibchen einer besondern Sorgfalt; der Mann, den schärfst sich damit, ihn durch bessere und angenehmere Ergänzungen zu unterhalten, und alles von ihm abzuhalten, was ihm Jähren oder der Geduld gleichmäßige Stimmung der Eigenschaften, die zum Kampfe eben so nöthig sind, als die Muskelkraft selbst. In England giebt es eben so berühmte Trainee, als berühmte Weiber und Säuglinge: so die Capitaine Golefcoo und Martyn, der Oberst Melish, Sir James Parline, der Doctor Robinson u. A.

Diese kurzen Erörterungen reichen hin, um den Verräthen zu zeigen, was man unter Trainieren versteht. Es ist nicht einfacher, und ich sage hinzu, nichts psychologischer, als ein solches Regimen. Es ist dieß genau die Anwendung der, von Edin's Jurisdictionen berühmten, berühmten ethischen Regel der Methodisten: „Re-

corporativis utendum visus, ita ut rejectio vitialis carnis, ac renascensibus novis, reformata organa redeant ad sanitatem.“ Das höchste Ziel ist zu befragen und neues Fleisch und geübteres daraus zu bilden. Die Methodisten verfahren, wie die Trainee: sie geben Purgangen und machen Burenzungen und empfinden dabei eine gute Nahrung und körperliche Uebung. Doch man sich über die Resultate des Trainierens wundern? Man muß vielmehr über unsere Verwunderung und darüber erstaunen, daß diese so vorurtheilsmäßige Praxis nicht blos und unglücklich erscheint. Man muß sich vielmehr verwundern, daß die Aerzte durch die Wissenschaft und wissenschaftlichen Subtilitäten sich so sehr vom rechten und natürlichen Wege abbringen ließen, und daß sie erst durch unwillkürliche Complicaten, die sich mit einem großen Auskommen, das jedoch auf zahlreiche und positive Beobachtungen gestützt ist, beugungen, auf jenen Weg zurückgeführt werden mußten. Wie jene Weisheit, in der That, so weit in der Anwendung ihrer Methode gefehlen sind, daß sie deren Erfolg unerschütterbar und fast mathematisch vorher berechnen können, so ist dieß offenbar eine Frucht langer und wiederholter Beobachtung. Es ist dieß ein Beweis von den unendlichen Hülfquellen, die sie selbst durch verschaffen kann, wenn sie nicht durch die Wissenschaft geleitet und erleuchtet wird.

Nach so vielen Beweisen, die ich noch viel zahlreicher hätte anführen können, wird es mir erlaubt seyn, als eine unanfechtbare Wahrheit die Nutritionstätigkeit sich zu bemächtigen, sie methodisch und auf ein bestimmtes Ziel hin zu lenken, bald in einem, bald im andern Sinne die innere Structur der Organe zu verändern, ohne ein anderes Mittel anzuwenden, als das Regimen. Wer von uns könnte, sobald man einmal dieses Princip feststellt und wohl verstanden hat, vom ersten Augenblicke an alle Verräthe erkennen, die sich daraus bilden lassen? Wieviel Formen aber verschiedener Stufen der Gesundheit könnten durch ein systematisches Regimen ermöglicht werden, welches einerseits nur vorbereitende, sorgfältige Aufsicht, und andererseits nur Gehalt und Düngeung erfordert! Wieviel krankhafte Zustände ferner, gegen welche die Therapie oft zum Nachtheil so viele unwirksam, oder selbst geschädliche Behandlungsweisen verordnet! Wieviel Zeit von Conjecturen und eitlem Pöhlungen erspart sich nicht für diejenigen, welche sich so gern in die leichte Wissenschaft der Chindern stürzen! Aber vergessen wir niemals, daß, wenn wir auch auf das Temperament einwirken und bis zu einem bestimmten Punkte uns zu dessen Befessen machen können, es uns doch nicht gestattet ist, die Constitution zu verändern. Wie auch die Ursache seyn mögen, sie bleiben für uns geschlossene Bücher, so lange sie nicht von der Wissenschaft eröffnet worden sind, so lange sie nicht analysirt, mit einander verglichen und endlich in allen ihren Beziehungen und bis in ihre letzten Elemente bekannt sind. Sagen wir es ohne Furcht, die beschreibende Physiologie hat unter den Händen der Anatomen Alles getreift, was sie leisten konnte, ist ihr sie erschöpft, sie ist todt, wie der Leichnam, den sie verendete mit ihrem Scepter beschwört. Wie bedürfen anderer Instrumente und einer Physiologie, die in's Innere jener Gewebe eindringt, die man ehemals für Elemente hielt.

Um eine vollkommenen Vorstellung von den Wirkungen der Ernährung zu haben, ist es notwendig, jedes Nahrungsmittel zu studiren, die Bestandtheile, die es enthält, ihre Verbindungen und verschiedenen Reactionen, ihre Veränderung in den Verdauungsorganen, die Assimilation in den Organen zu erstehen? Sehen wir zu, wie Diebig, Dumas, Papan, Bouffingault den Mechanismus der Ernährung der Pflanzen durch den Boden oder die Atmosphäre, sowie die Rolle erklären, den der Stickstoff, Kohlenstoff, Sauerstoff und die unorganischen Materialien dabei spielen. Erinnern wir uns an die neuen Beobachtungen über die Fette der Thiere, die, wie man sagt, als Moleküle sich in das Zellgewebe nicht das Vorhanden der Gährungsstoffe einfinden! Auf solche Weise kann sich der Entschlüsselung der Lebenserscheinungen, auf welche ich nicht müde werden kann, um zur Kenntniß dieses so wesentlichen Theiles des Regimens zu gelangen. Ebenso müssen wir auch unter-

fäzen, welches Resultat die körperliche Übung direct oder indirect in den Muskeln, dem Blute und dem Nervensysteme hat. Obgleich müssen wir die moralischen Einflüsse unterlassen; Jobann die Gesundheitsfunktionen, und endlich Alles, was nah oder fernlag auf die Circulation; alle diese Fragen müssen wir beantworten. (Gazette medicale, 10. Dec. 1842.)

Ueber Hämorrhagie in der Höhle der arachnoidea bei Kindern.

Von Dr. Barthès und Dr. Rilliet.

Alle Aerzte, welche die Kinder-Krankheiten studirt haben, stimmen darüber überein, daß Hirn-Hämorrhagien in diesem Lebensalter sehr selten vorkommen, dagegen behaupten einige, daß die Apoplexia meningea häufig beobachtet wird. Diese Meinung ist bis auf einen gewissen Punkt richtig, da Hämorrhagien der arachnoidea häufiger, als der andre Krankheitszustand, beobachtet werden. Nach unseren eigenen Beobachtungen waren unter 17 Fällen von Hämorrhagien der arachnoidea 5 Hirn-Hämorrhagien. Man sollte sich daher wundern, daß diese Affectionen nicht schon früher die Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Wir haben in der medicinischen Literatur nichts als kurze Andeutungen über diesen Gegenstand oder einige zerstreute Beobachtungen, aber keine Monographie und keinen besondern Aufsatz vorgefunden. Der Mangel einer solchen aber hängt hauptsächlich davon ab, daß viele Schriftsteller gewisse Formen von Hämorrhagien mit andern Krankheitszuständen verwechselten: so hat man z. B., hauthaare Coagulum-Epidurien für das Product von Entzündungen gehalten. Ein solcher Irrthum wurde ausserordentlich von Gosselin begangen, wenn er sagt (Gaz. med. 15. Febr. 1834): „Es ist von Wichtigkeit, die Hämorrhagien der Arachnoidea von denjenigen Affectionen zu unterscheiden, welche Herr Berres unter dem Namen Apoplexia meningea beschrieben hat, und welche, meiner Meinung nach, nur eine Varietät der Meningitis acuta ist.“ Andere Aerzte haben sichern, im Wesentlichen, die chronische Form mit der chronischen Arachnitis verwechselt. Die Haemorrhagia meningea kann bei sehr jungen Kindern vorkommen. Man findet in dem Werke des Herrn Walleriz eine interessante Beobachtung von Knochenal-Apoplexie, welche sich nur durch Conspicuositas kund gab.

Wir haben bei Kindern Hämorrhagien in allen Theilen des Gehirns, zwischen dem cranium und der dura mater, zwischen dieser und der arachnoidea, in der Höhle derselben, in dem Weiche der pia mater, in der Gehirnhäutung selbst und in der Höhle der Gehirnhäutung vorgefunden.

Wir möchten die Aufmerksamkeit der Aerzte auf die Blutergießungen in die große Höhle der arachnoidea lenken, welche die wichtigsten und häufigsten Hämorrhagien bei den Kindern ausmachen. Wir wollen zu diesem Behufe folgende eigene und drei von den Doctoren Lonné und Verenham bekannt gemachten Fälle anführen.

Pathologische Anatomie.

Man findet sehr selten in der Höhle der arachnoidea reines flüssiges Blut, denn nach seinem Austritt aus den Gefäßen erleidet es bald die nämlichen Veränderungen, wie bei der Venensection, d. h., es coagulirt und nimmt die Form des Gefäßes an, in welchem es hineinliegt. Das coagulatum selbst theilt sich in zwei Theile, in einen flüssigen und festen, und in einen festen, den Blutkuchen. Hierauf aber sind die Veränderungen des Blutes anders, als in der freien Luft; der Blutkuchen nämlich wandelt sich jetzt in eine Art bünner, elastischer, mehr oder weniger resistenter Pseudomembran um, welche bald der arachnoidea, bald der fibrösen Membran ähnlich sieht.

Diese Angaben werden sich später näher herausstellen; für jetzt wollen wir nur auf zwei Bestandtheile des ausgetretenen Blutes der arachnoidea aufmerksam machen, auf einen festen und auf einen flüssigen.

Der feste Theil stellt sich als einen dunkelrothen, fast schwarzen Körper dar, der durch die dura mater dunkelviolettfarben durchschlämmt. Er ist glatt und lamellös, bald weich und mit den Fingern zerreiblich, bald resistenter und etwas elastisch; auf der Oberfläche ist er glatt und glänzend, wie von fetter Membran überzogen; seine Ränder sind ungleich, wie von fetter Membran überzogen; seine Theile sind aber doch hinsichtlich von der festen Haut, auf welcher sie aufliegen; indess sind sie zuweilen so glatt und dünn, daß sie ganz in die arachnoidea übergehen, unter welche das Blutcoagulum sich abgesetzt zu haben scheint. Seine größte Dicke variiert ungefähr zwischen einem halben bis zu 3, 4 und selbst 6 Millimeter, in seiner Mitte: ist indess das Blutcoagulum nahe der Spalte der Hemisphären abgetrennt, so kann es an Volumen immer mehr zunehmen, bis die falx cerebri seine größere Ausbreitung verhindert. Die Größe eines solchen Blutcoagulums variiert zwischen 3 oder 4 Millimeter bis zu 5 oder 6 Centimeter; von größerem Umfange haben wir noch keines gefunden. Herr Lonné berichtet von zwei Fällen, in welchen das Blutcoagulum noch viel beträchtlicher war, denn es bedeckte die ganze obere Fläche der beiden Hemisphären, und in einem Falle erstreckte es sich selbst über die beiden Seiten der falx cerebri; es war 2 bis 3 Linien dick.

Die Blutcoagula haben ihren Sitz auf allen Theilen des Gehirns, vorzüglich aber auf seiner concaven Fläche, doch vorne oder nach hinten, oder an den Seitenflächen; am häufigsten sitzen sie auf dem Schädeltische der arachnoidea, ferner an der Biscerat-Fläche derselben; wo aber auch ihr Sitz liegt, mag sie sich sehr leicht zu entfernen. An der unteren Fläche sind sie ebenfalls glatt und sehr, durchscheinend und etwas röhrlig; einmal jedoch fanden wir sie an dieser Stelle injicirt. So viel für jetzt von der Veränderung dieser Flüssigkeit, später kommen wir noch auf andre zurück. Diese Angaben wollen wir nun durch ein Beispiel näher beleuchten.

Erster Fall. Ein Mädchen von vierzehn Jahren besah sich seit mehreren Monaten einen Abscess und eines beträchtlichen Tumors der Leber im Epigastri. Sie starb im December 1839 ohne irgend ein Wehnen; Symptom. Bei der Section wurde auch man in der großen rechten Höhle der arachnoidea, am Vorderpol, ein Blutcoagulum an ihrem Schichtbrintheil anhängen, von der Größe eines Kastors, von dünnen und unregelmäßigen Wänden, und in seiner Mitte von 1 Millim Dicks; es war von rothbrauner Farbe, mäßiger Consistenz, seine Oberfläche vollkommen glatt, glänzend und wie sehr; seine größte Dicke entsprach dem Stamme der vena cerebri, welche sich in den sinus superior ergießt. Diese Venen waren mit flüssigem Blute gefüllt und an keiner Stelle verengt; wenigstens konnte man bei aufmerksamer Besichtigung keine Öffnung an derselben wahrnehmen.

In diesem Falle fand sich nur ein Blutcoagulum; zuweilen oder können auch mehrere an verschiedenen Stellen der Höhle der arachnoidea vorkommen; nicht selten verlagern sich die Wände der coagula und bilden eine gelbliche oder vollkommen durchsichtige aber so dünne Pseudomembran, daß man ihre Abhängen nicht genau unterscheiden kann, sondern sie scheinen in die arachnoidea selbst überzugehen; man glaubt alledem, daß das coagulum sich zwischen der arachnoidea und der dura mater abgetrennt habe; aber indem man das coagulum aufhebt, hebt man zugleich auch diese noch welche Pseudomembran auf und kann auf diese Weise ihre Abhängen wahrnehmen; man überzeugt sich alledem sehr leicht, daß unter ihr die arachnoidea vollkommen normal ist. — Zur Bekräftigung dieser Angaben wird folgender Fall dienen.

Zweiter Fall. — Ein neun und ein halbes Jahr alter Knabe litt seit fünf Monaten an einem unentzündlich ausgeprochenen Fieber; er hatte zeitlich jährliche Purpura; Fieber, verbunden mit Anasarca und Dyspeptie der Milch, und starb an einer sehr verdickten Pneumonia lobularis am zweiten Februar 1839. Es waren niemals Hirn-Symptome vorhanden gewesen, und die Section ergab Folgendes: die größte Fläche der dura mater zeigte einen durchscheinenden, ziemlich breiten, bläulichen Streif. Bei näherer Untersuchung fand man, daß diese Färbung von lamellösen, schräglichen, auf der innern Fläche der Höhle der arachnoidea

beständlichem Blutgerinnsel herrührt. Auf der äußeren, vorderen und dem mittleren Theile der linken Hemisphäre wurde, keine coagula angetroffen; wohl aber fand man sie auch an dem hinteren Theile der rechten Hemisphäre. Sie waren in ihrer Mitte ungefähr ein halbes Millimeter dick. Nach außen hin ragten sie fast gar nicht hervor; sie waren an der dünn mater angeheftet, konnten aber mit Leichtigkeit von ihr getrennt werden; an ihrer unteren Fläche waren sie glatt, stellenweise röhrenförmig oder weißlich, und hingen mit den Schädeltellen der arachnoidea zusammen. Die Bisceral-Platte der arachnoidea ist vollkommen glatt, und die coagula von keinem Gefäße durchbohrt; das größte coagulum der einen Seite beträgt und beträgt 6 Centimeter im Durchmesser; die andere betragen kaum 1 oder 2 Centimeter. Andere haben eine gleiche Länge mit der falx cerebri, und ihre Oberfläche ist das selbst so glatt und ihre Wände so dünn, daß sie leicht für eine Fortsetzung der benachbarten arachnoidea gehalten werden können, und daß die Blutgefäße zwischen arachnoidea und dünn mater feststehen zu haben scheint; ist genauer Untersuchung aber findet man, daß die kleinen Biscutocogula in eine Art von unbedeutendern Membran übergehen, welche allmählig dünner und durchscheinend wird. Unter allen diesen verschiedenen Stellen findet man die arachnoidea glatt und glänzend.

Dies ist der Sitz der Biscutocogula in der arachnoidea, ebenso wie ihre Fortsetzung in eine dünne, durchscheinende Pseudomembran, vollkommen erstehen.

Diese Fortsetzung zeigt, daß das coagulum und die Pseudomembran eine arachnoideale Ursprung haben, und daß letztere aus dem ersten durch Resorption der gefärbten Flüssigkeit entsteht. Der angeführte Fall bestätigt dies.

Diese Meinung wird noch folgende Bemerkungen unterstützt. Diese Pseudomembran bildet nicht immer den Umfang des Biscutocogulum; sehr häufig nämlich stellt sie eine breite Fläche dar, auf welcher die und die coagula von verschiedener Größe zerstreut aufliegen; atdenn zeigt die Membran selbst auch ein verstreutes Aussehen. So ist sie an einer Stelle so dick, wie das coagulum; hat ganz eine Consistenz und läßt sich zerdrücken, wie dieses; ist hier ferner von gelbbrauner Farbe und mit eben solcher Flüssigkeit infiltrirt; bei'm Zerdrücken bewegt sie den Finger während jene ein solches Biscutocogulum, nur daß dieses gebraun, zeigt daselbe Aussehen, dieselbe Form, dieselbe Dicke und Consistenz; kurz, sie zeigt daselbe Aussehen, wie das seines färbenden Bestandtheils beraubte Blut. An anderen Stellen ist die Membran dünner, etwas durchsichtiger, weniger roth, aber mehr gelb, nicht mehr infiltrirt, sie ist etwas mehr resistirt und elastisch, und gelbe Farbe und deren vollkommenen Durchsichtigkeit abgibt. — Hierüber folgendes Beispiel.

Dritter Fall. Section. Bei Öffnung der großen Höhle der arachnoidea fließen auf jeder Seite drei große Gefäße voll mit von zwei Seiten und rothen Blutes aus. Die Bisceral-Platte senkrecht, etwas elastisch, durchscheinend, gelblich roth ihre ganze concave Fläche bedeckt. Diese Pseudomembran verläuft sehr sich auch bis zur Basis, wo man einige dunkelrothe, vollkommen mit ihr zusammenhängende Biscutocogula befindet.

Dies war die Pseudomembran elastischer, als in den vorhergehenden Fällen und einem Biscutocogulum weniger ähnlich, dennoch in vollkommenem Zusammenhange mit einigen deutlich gefärbten coagula. Sie kann überdies noch andere Veränderungen entfernen.

Diebt sie sich weit aus, so zeigt sie in ihrem Verlaufe mehrere dünne und durchsichtige Stellen, welche der arachnoidea fast vollkommen mit einem Biscutocogulum, oder sie zeigt selbst hieron keine Spur. In diesem Zustande würde man ihren Ursprung nicht erkennen, wenn man nicht schon mit den Veränderungen, welche sie erleidet, bekannt ist.

Diese pseudo-arachnoidea ist im Allgemeinen mehr verbreitet, als das Biscutocogulum, und nicht selten findet man, daß sie den größten Theil der concaven Fläche einer Hemisphäre, oder selbst die ganze Hemisphäre, einnimmt, von dort sich bis auf die Basis erstreckt und auf diese Weise eine förmliche Hülle um das Gehirn bildet. Eine solche Beobachtung ist in dem Bulletin de la société anatomique, Avr. 1841 p. 63, mitgetheilt worden, eine zweite werden wir geleglich anführen.

Diese Anfänge dünne und durchsichtige Pseudomembran kann, mit der Zeit, beträchtlich dick, unbedeutend, resistirt und fast perimembrat werden und ansehend eine zweite dünn mater darstellen. Dieses ist die Folge von mehreren successiven abgekanteten und benachbarten Blutgefäßen; hieron kann man sich überzeugen, wenn man die einzelnen dicken und dichten Platten untersucht; man findet atdenn, daß sie geschichtet sind und sich in mehrere dünne und durchscheinende Lamellen trennen lassen.

Bei Kindern haben wir nie diese Schichtung der Biscutocogula selbst gesehen, sondern nur Membranen, welche aus diesen entstehen. Dennoch sollte ein solcher Fall vorkommen, wenn diese Krankheitserscheinungen bei Kindern und Erwachsenen gleich sind; dies ist aber eine bekannte Thatsache, und Einer von uns hat hieron ein mehrköpfiges Präparat der anatomischen Gesellschaft vorgelegt. Man konnte in diesem Falle auf derselben Stelle der arachnoidea eines Erwachsenen mehrere Schichten rother und dünner Biscutocogula, und zwar alle gleich glatt und die Folge von mehreren successiven aufeinanderfolgenden Auswürfungen, aufsehen.

Diese Schichtung der Biscutocogula oder der Pseudomembran, welche aus jenen entstehen, ist ein neuer Beweis der Thatfache, daß diese Organe ganz gewiß ihren Sitz in der großen Höhle der arachnoidea und keineswegs zwischen diesen Membranen und der dünn mater haben. Zum Schluß wollen wir das Biscutocogulum zusammenfassen:

1) Die Biscutocogula und die Pseudomembran lassen sich mit Leichtigkeit abheben, ohne zu zerreißen, und unter ihnen bleibt atdenn eine dünne, durchsichtige Membran zurück, ohne Trennung ihrer Continuität, welche man leicht als die arachnoidea erkennt.

2) Wenn es auch wahr ist, daß das coagulum vorzüglich an der äußeren Platte der arachnoidea anhängt, so bleibt es doch häufig auch mit der arachnoidea cerebrialls verbunden, wovon wir ein Beispiel angeführt haben.

3) Wenn die erste Membran, welche man bei Untersuchung dieser Organe aufhebt, die frische und erweichte und mit einem coagulum verbundene arachnoidea ist, was soll in den geschichteten Membranen die zweite sein, welche ganz daselbe Aussehen und dieselbe Größe zeigt, und welche, wie die erste, in die arachnoidea sich fortzusetzen scheint?

4) Hirax kommt noch, daß man zuweilen diese Membran an einem ihrer Ränder gerißt und in einer Flüssigkeit schwimmend findet, während ihr anderes Ende noch mit der arachnoidea zusammenhängt; in diesen Fällen zeigt diese Membran keine Continuitätstrennung.

In noch deutlicher ausgesprochenen Fällen endlich findet man diese Pseudomembran in ihrem ganzen Umfange leicht mit der Biscutocogula und Biscutocogula der arachnoidea zusammenhängend, und zwar vollkommen getrennt von beiden durch eine dicke Schicht von serum, welche ihre beiden Flächen befüllt. Diese Membran stellt atdenn eine Scheidewand zwischen zwei Flüssigkeiten dar.

Wir haben uns öftentlich bei diesen verschiedenen Thatfachen verweilt, weil eine große Zahl von Krzten diese Pseudomembranen für ein Product der Entzündung halten. Daher die irrige Ansicht, daß einer, in einen chronischen Zustand übergegangenem Entzündung der arachnoidea gewisse Formen von Hydrocephalus zuzuschreiben seien, welche, in der That, die Folge einer Blutergießung sind. Hieraus kommen wir indes noch zurück.

Selten kommen Biscutocogula oder Pseudomembranen für sich allein vor; am häufigsten findet man beide miteinander vereint bei einem und demselben Individuum, oder in sehr verschiedenem Verhältnisse. (Richtiges Blut 1, coagula 6, Pseudomembranen 4, coagula und Pseudomembranen 9.)

Die coagulata oder die Pseudomembranen fliegen am häufigsten auf der concavren Fläche, und zwar ausschließlich auf dieser, viel seltener auf der platten Fläche, und niemals sahen wir sie ausschließ- lich auf dieser.

Sie sind ebenso häufig auf der rechten, als auf der linken Seite und am häufigsten an beiden Stellen zugleich.

Das coagulatum der arachnoidea ist gewöhnlich selten vorhanden, und von feiner Flüssigkeit begleitet; entweder weil es noch ganz frisch ist und noch keine Zeit hatte, sich in seine beiden Theile zu zerlegen, oder es besteht im Allgemeinen schon lange, und sein feiner Theil ist bereits absorbtirt. Hiernach ist es nicht zu verweun- dern, daß Flüssigkeit in der arachnoidea fehlt, welches auch der Zustand des coagulatum sein mag.

Inebz kommt die Höhle noch vor, und zwar kaum einmal in drei oder vier Fällen. In allen andern Fällen enthält die Höhle der arachnoidea eine Flüssigkeit, deren Natur und Quantität sehr verschieden ist. Bald ist sie serös, durchsichtig, klar und mehr oder weniger gelb gefärbt und gleicht durchaus der Flüssigkeit in den andern serösen Höhlen. In andern Fällen ist sie trübe, gelblich und enthält ganz deutlich einig Bluttheilchen suspendirt; in noch andern, seltenern Fällen enthält sie zwar ihre Durchsichtigkeit bei, zeigt aber eine dunkelrothe Färbung; dies rührt von mit serum gemischtem und deswegen kaffeeartiger Sture, als im normalen Zustande. Der Andere Theil enthält die Flüssigkeit dick, trübe, braun oder chokoladenfarbig und ähnelt der Farbe einer längeren Zeit bestehenden Blutergießung. Dergleichen findet man in einigen Gehirnen und in Hirnhäuten.

Selten findet man reines und noch flüssiges Blut: ein Mal jedoch habe ich solches eingeschlossen in einer Verwundung einer ältern Pseudomembran. Diesen Fall wollen wir späterhin anführen.

Die Natur der Flüssigkeit ist an den verschiedenen Stellen der Höhle nicht gleich; so, A. B., kann sie links trüb und dickflüssig, dagegen rechts durchsichtig und klar sein, da die falx cerebri ihre Vermischung hindert. Auf einer und derselben Seite der Höhle ist die Flüssigkeit gleich, es sei denn, daß eine der Pseudomembranen (was sehr selten ist) durch eine Anwachung an einer Stelle die Höhle in zwei übereinanderliegende Theile trennt, von welcher jeder stabsans zwei Flüssigkeit von verschiedener Natur enthält. Die Quantität derselben ist sehr verschieden; zuweilen beträgt sie nicht mehr, als ein oder zwei Eßlöffel voll, zuweilen aber 30 bis 60 Grammen: einmal schätzte wir die Quantität der Krauhnoide-Flüssigkeit auf ein halbes Liter; ein anderes Mal dagegen ein halbes Liter auf jede Seite, v. d. ein Liter im Ganzen.

Diese enormen Quantitäten sahen sich nur bei sehr jungen Kindern, noch vor der Öffnung der Fontanelen, und man könnte behaupten, daß bei diesen die Reiztheit des Schädels und ihre leichte Ausdehnbarkeit, einertheils die Blutergießung in großer Menge gestattete und anderenteils auch seinen längern Aufent- halt begünstigte; bei Kindern aber im vorgerückteren Alter über das

Gehirn und die nicht austretbaren Schädelsmembranen einen Druck auf die erweichte Flüssigkeit aus, hindern einen größern Erguß und bewirken eher eine Resorption.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ueber Jodkali gegen acuten Gelenkrheumatismus giebt Dr. Zubrun in der Gazette Médic. 10. Decbr. 1842. einige Beobachtungen und schließt mit folgendem Resumée: Das Jodkali ist bei der Behandlung des acuten Gelenkrheumatismus von großer Wirksamkeit. 2. Bei schwachen Personen kann seine Anwendung das ganze Fieberfahen ausmachen, ohne das man nöthig hätte, zu Blutentziehungen zu schreiten, aber bei pituitösen Personen ist es ratsam, die Verbindung mit einem oder zwei starken Aderlässen zu beginnen, und das Jodkali erst gegen die zweite Woche anzuwenden. 3. Bei dieser Behandlung muss den die Kranken weniger der Brust-, und Hant-Steifigkeit ausge- sprochen, die man sonst häufig in Folge rheumatischer Affectionen beobachtet, und deren Heilung so schwierig ist. 4. Die Dosis des Mittels ist nach den Individuen verschieden; aber im Allgemeinen wieht eine Gabe von 1 bis 2 Grammes (16 bis 32 Granen) täglich gut getragen, man kann sie allmählig bis 6 oder 8 Grammen (3 j bis ij) täglich vermehren, wenn diese Vermehrung durch Nichts contraindicirt wird. 5. Ich habe das Jodkali fast immer bei Männern angewendet; ich bemerke nicht, daß bei denen, die es gebrauchen, die Hohen jemals im Weisinen oder in ihrer Functionstätigkeit alterirt worden wären. 6. Die Jodkalle, die man diesem Behufe verschreiben kann, sind 1. eine leichte Vermehrung des Speichelflusses bei der Anwendung des Jodkali; 2. ein bitterer Geschmack im Munde, den ich bekändig beobachtet, den indeß die Kranken leicht ertragen; 3. ein größeres oder geringeres Jähmgefühl mit Nötigung und Schmers im Schenkel, (wobei jedoch die Kranken im normalen Zustande bleiben), wenn man das Mittel in einer zu großen Gabe reichte; 4. eine geringe Entzündung der Conjunctiva und der Nasen-Schleimhaut; ich habe sie zweimal beobachtet. 7. Die Wirkung des Jodkali ist vollkommen hoppelstärkend und restituerend; es ist um so wirksamer, wenn die Kranken schwacher Constitution sind, oder wenn bereits eine oder mehrere Aderlässe angewendet worden sind.

Gichtmosen-Wildung ist bei Tauchern die häufigste- liche Gefahr, welcher sie ausgesetzt sind, wenn das Luft zusam- mengepreßte Rohr durch einen Zufall unbrauchbar wird. Der Körper der Taucher ist dem Druck des Wassers in der Tiefe des Meeres aus- gesetzt, während die in dem Prime, welcher Kopf und Hals unter- stützt, befindlichen Körpertheile keinen Gegendruck der Luft erziehen. Sobald die Luftzertheilung unterbrochen ist; alldann wird das Blut gegen diese Theile (wie in einem Schröpfgefäße) mit ungeheurer Gewalt hingedrängt; die Folgen sind enorme Blutauf- trettungen, wodurch in solchen Fällen das Gesicht enorm aufschwellt und ganz schwarz gefärbt wurde. (Gazette méd., No. 49. 1842.)

Bibliographische Neuigkeiten.

Travels to New Zealand, with contributions to the Geography, Geology, Botany and natural History of that Country. By Ernest Dieffenbach. M. D., late Naturalist to the New Zealand Company. 2 Vols. London 1843. 8.

Natural History of New York. Part 3. — Mineralogy of New York; comprising detailed Descriptions of the Minerals hitherto found in the State of New York and Notices of their Uses in the Arts and Agriculture. By Lewis C. Beck, Prof. of Chemistry and Natural History in Rutgers's College New Jersey. New York 1842. 4.

Traité complet des Goumres chez les enfants, réunissant la description et le traitement des eruptions chroniques du pre-

mier âge (achores, porrigo, favus, teignes etc.); des affec- tions désignées par scrophules, atrumes, crocutelles, mal froué etc. et des alterations syphilitiques originelles etc. Par L. V. Duchesne-Duparré, D. M., Prof. etc. Paris 1843. 8.

Observations on the principal medical Institutions and practice of France, Italy and Germany, with Notices of Universities and climates, and a parallel view of english and foreign Me- dicine and Surgery. By Edwin Lee. 2d édition rewritten and considerable enlarged. London 1843. 8.

Ueber Vaccination, Revaccination und den wahren Werth beider. Von Ritter v. Reichenbach. Wien 1842. 8. (Schließt nur 7 Jahr Einprägungzeit anzuweisen!)